

Musikhüllen oder Programmgestalter?

Foto: Konzerthaus Dortmund



Ulrich Andreas Vogt

Foto: Konzerthaus Dortmund



Benedikt Stampa

Foto: Frank Vinken/Philharmonie Essen



Michael Kaufmann

In Dortmund gab es den ersten großen Krach, Essen ist optimistisch in die zweite Spielzeit gestartet, in Bochum und Münster sind weitere **Konzerthausneubauten** geplant. Verträgt **Nordrhein-Westfalen** eine solche Angebotsdichte? Können so viele Anbieter langfristig nebeneinander bestehen? Jörg Hillebrand hat sich einen Überblick verschafft und mit den Intendanten gesprochen.

Für nicht Ortsansässige oder zumindest -kundige kam die Meldung doch überraschend: „Ulrich Andreas Vogt kündigt vorzeitig seinen Vertrag als Intendant des Konzerthauses Dortmund“, stand da lapidar am 13. Januar 2005 in der Titelzeile einer Presseinformation. Doch gleich darunter folgte eine persönliche Erklärung Vogts, die er mit einem Zitat aus dem Programmheft zur Eröffnung des Konzerthauses im September 2002 einleitete: „Nicht das Heute zählt, nicht der Glanz des Tages, nicht der Anlass unserer Freude“, hatte er damals geschrieben. „Wenn der Alltag sich einstellt, braucht das Haus seine Freunde, seine Streiter, seine Liebe. Es wird sich dann zeigen, ob der Wille zur dauerhaften Veränderung ehrlich gegeben ist oder der Mitstreiter zum Gejagten wird.“ Ziemlich genau Letzteres schien aber zwischenzeitlich eingetreten zu sein, denn Vogt fuhr, nun in der Gegenwart angekommen, mit seiner Erklärung fort: „Stil und Niveau der öffentlichen politischen Diskussion um die zukünftige wirtschaftliche Ausstattung des Konzerthauses und die permanenten diskriminierenden Äußerungen über einen Teil meines Führungsteams und insbesondere meine Person lassen für die Zukunft nicht mehr auf eine erfolgreiche, harmonische und vertrauensvolle Zusammenarbeit schließen.“ Kurzum, Vogt machte von einem in seinem Vertrag vorgesehenen Sonderkündigungsrecht Gebrauch und beendete ihn fristgerecht zum 31. Juli. Oberbürgermeister Gerhard Langemeyer verschärfte den Tonfall und kündigte Vogt

vier Tage später fristlos, da er durch seine „massiven Angriffe gegen Politik und Gesellschaft“ das Vertrauensverhältnis „zerrüttet“ sah.

Was war geschehen? Worum genau ging es in diesem Streit? Nun, zunächst einmal um Geld: Vogt war mit dem städtischen Jahresbeitrag von 3,9 Millionen Euro nicht ausgekommen. Dazu stand er, und dazu steht er auch heute noch, da er sich mit der nötigen Distanz an seine allzu kurze Intendanz erinnert. „Wir haben uns in zwei wichtigen Punkten vertan“, resümiert er. „Der eine war die Einschätzung der Besucherzahlen. Wir haben das Betriebskonzept vor sieben Jahren erstellt und dabei auf eine Statistik des Deutschen Bühnenvereins zurückgegriffen, die auch schon wieder zwei Jahre alt war. Vor neun Jahren sah die Welt anders aus als heute. Da gab es in den deutschen Konzerthäusern eine durchschnittliche Platzauslastung von knapp 80 Prozent. Die Stadtkämmerei ist sogar auf 85 Prozent hochgegangen, weil sie einen Neugiereffekt in Rechnung stellte. Ich hingegen habe immer gesagt, dass wir maximal von 70 Prozent ausgehen dürften.“

Und damit lag Vogt ziemlich genau richtig: In der ersten Saison lag die Auslastung bei 69,8, in der zweiten bei 72,4 Prozent. Nur, dass er Recht behalten hatte, nützte ihm wenig, denn die 15 Prozent Einnahmen fehlten ihm schlicht. Und hinzu kam noch Punkt zwei: die Steuerproblematik. „Die Fachleute hatten die jährliche Abschreibung auf rund 900.000 Euro festgelegt“, berichtet Vogt, „doch

nach anderthalb Jahren hat das Finanzamt im Rahmen einer Prüfung das ganze Haus auseinander genommen und Teilbereiche einzeln veranschlagt, so dass wir plötzlich auf 1,7 Millionen kamen.“ Insgesamt belief sich der jährliche Fehlbetrag des Konzerthauses auf 1,5 Millionen Euro. Durch verstärktes Sponsoren-Engagement konnte er zwar auf eine Million gedrückt werden, aber diese Million stand im Raum. Vogt forderte vehement eine Subventionserhöhung, Politiker vertrösteten ihn auf die Zeit nach der Kommunalwahl 2004.

Als nun bei dieser Wahl die Mehrheitsverhältnisse ins Wanken gerieten und die SPD mit den dem Konzerthaus kritisch gegenüberstehenden Grünen koalieren musste, sah Vogt seine Felle endgültig davonschwimmen. „Alle, die mich früher gebraucht hatten, um dieses Projekt politisch und gesellschaftlich durchzusetzen, duckten sich weg und fügten sich der neuen Koalitionsraison“, beklagt er. Besonders schmerzlich traf ihn überdies die Ernennung Daniela Schneckenburgers von den Grünen zur Aufsichtsratsvorsitzenden, die, wie er sich wohl erinnert, bei der Eröffnung des Hauses „auf der Straße gestanden und demonstriert“, den Saal vor ihrer Wahl „nie von innen gesehen“ hatte.

Wie Vogt schon in seiner Presseerklärung andeutete, ging es nicht nur um Geld. „Der Streit um die Finanzen war nicht der eigentliche Grund fürs Zerwürfnis“, konstatierte auch der Dortmunder Kulturdezernent Jörg Stüdemann in einem Interview mit Michael Stenger, das in der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“ (WAZ) vom 3. Februar 2005 erschien. Worin bestanden also der Mangel an Stil- und Niveau, die Diskriminierungen, die Vogt anprangert? „Vor allem darin, dass vertrauliche Informationen an die Öffentlichkeit weitergegeben wurden“, sagt er und ruft den ärgsten Fall ins Gedächtnis: „Ende 2004 hatte ich Liquiditätsprobleme und schrieb an den Oberbürgermeister, wir müssten unser Darlehen bei der Sparkasse erneuern. Dieser Brief landete bei der Presse, die machte daraus: ‚Konzerthaus Dortmund insolvent‘, und das zu einem Zeitpunkt, da wir gerade mit dem Vorverkauf der ‚Christmas Show‘ begannen.“ Das Resultat hatte freilich wieder mit Geld zu tun: Die Veranstaltung, die in den zwei Jahren zuvor jeweils einen Reingewinn von 100.000

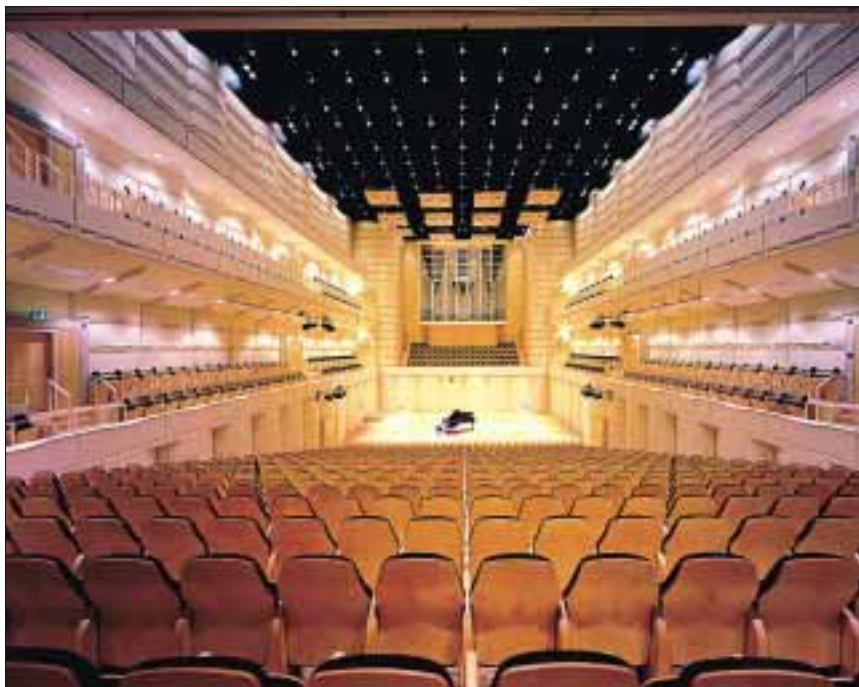


Foto: Daniel Sumesgutner/Konzerthaus Dortmund

Erster Intendantenwechsel nach zweieinhalb Jahren: Konzerthaus Dortmund.



Foto: Michael Kneffel/Philharmonie Essen

Vorsichtiger Optimismus beim Start in die zweite Saison: Philharmonie Essen.

Euro in die Kasse gespült hatte, floppte diesmal und hinterließ ein Defizit von 600.000 Euro.

Die Entscheidung zur Demission dürfte Vogt nicht leicht gefallen sein. Hatte der ortsansässige Unternehmer doch schon seit einem Jahrzehnt dafür geworben und gekämpft, dass die siebtgrößte deutsche Stadt endlich ein eigenes Konzerthaus bekam. Zuerst ehrenamtlich, als Initiator einer Kulturstiftung, dann als Chef der kommunalen „Kultur + Projekte“ GmbH, die das Vorhaben von der Planung bis zur

Einweihung begleitete, schließlich als Gründungsintendant (zu Einzelheiten siehe das Interview in FF 9/2002). „Ohne ihn wäre das Konzerthaus nicht so kraftvoll wie Phönix aus der Asche entstanden“, schrieb Michael Stenger einen Tag nach Vogts Rücktritt bedauernd in der WAZ. Hat sich die Mühe trotz allem gelohnt? „Auf jeden Fall“, antwortet Vogt, „denn wir haben zum ersten Mal überhaupt in der Geschichte Dortmunds einen Konzertsaal und damit nicht nur eine Heimat für die städtischen Philharmo-

niker, sondern auch eine Wirkungsstätte für Gastkünstler, die bis dato total an Westfalen vorbeigingen.“

Was Vogt von Beginn an besonders am Herzen lag, war die Aufwertung des Standortes: Das Brückstraßenviertel genoss in der Vergangenheit einen durchaus zweifelhaften Ruf. „Donizetti im Döner-Viertel“ titelte denn auch die „Süddeutsche Zeitung“ in einem Vorbericht zur ersten Spielzeit. Und die Realität sah noch schlimmer aus: Prostitution und Drogen plagten die durch schäbige Nachkriegsbauten geprägte Gegend seit den siebziger Jahren. Doch schon mit Baubeginn begann sich das zu ändern. Das Quartier im Nordosten der City sei „sehr lebendig, bunt, kleinteilig, ein Dorado der Nischen mit Einzelhandel und Modemärkten, Leihhäusern und Wettbüros“, schrieb kurz nach der Eröffnung Andreas Rossmann in der „Frankfurter Allgemeinen“. Und die Kriminalität hat sich schnell in andere Bezirke verzogen. „Laut Polizeistatistik ist die Brückstraße mittlerweile das unproblematischste Viertel Dortmunds“, sagt Vogt nicht ohne Stolz.

Doch zurück zum Inhalt, zur Musik. Erkennbares Anliegen in Dortmund war stets, die klassische Musik einem neuen Publikum nahe zu bringen. Etwa mit den schon erwähnten „Christmas Shows“, mit Bernhard Paul und „Circus Meets Classic“ (siehe FF 7/2004), mit Raphaël Marianneau und nächtlichen Chillout-Partys (siehe FF 1/2002) oder mit der Chorakademie, die aus Hunderten von Schulkindern begeisterte Sänger gemacht hat.

Das Konzerthaus hat aus seinem Viertel die Kriminalität vertrieben

Gleichwohl musste Vogt sich in dem genannten Interview von Kulturdezernent Stüdemann seine „Ausrichtung auf hochstehende symphonische Großereignisse mit Weltstars“ vorwerfen lassen. Die gibt er auch gerne zu, doch betrachtet er sie nicht wie Stüdemann als „Problem“, sondern gerade als „Prä“ des Konzerthauses: „Diese Großereignisse haben unseren Ruf begründet und uns auch Publikumserfolg gebracht. In den ersten zweieinhalb Jahren haben wir 3.800 neue Abonnenten gewonnen. Wenn man die der bereits bestehenden Meisterkonzerte und des städti-

schen Orchesters dazurechnet, kommt man auf knapp unter 10.000 Abonnenten. Das haben wir nur geschafft, weil wir diese hochkarätige Klassik angeboten haben. Man muss sich davor hüten, jetzt ein Programm anzubieten, das dem ehemaligen Angebot der Westfalahalle nahe käme“, so Vogts Empfehlung an seinen Nachfolger Benedikt Stampa.

Stampa bekommt die Million, die Vogt immer gefehlt hat. Von der Stadt, die ihn als neuen Intendanten wollte. Der 40-jährige studierte Musikwissenschaftler und Betriebswirt hatte zuvor die Geschäfte der Hamburger Laeishalle, vormals Musikhalle, geführt. Stampa möchte in Dortmund die Bereiche Kammermusik und Nachwuchskünstler stärken, die Kinder- und Jugendarbeit weiter entwickeln. Residenzen, mit denen Vogt Künstler länger und nachhaltiger ans Haus gebunden hat, hält er für „überholt“, „in ihrer Wirkung begrenzt“ und will sie daher abschaffen. Insbesondere aber wird Stampa sich der Forderung von Kulturdezernent wie Aufsichtsrat stellen müssen, das Vermietungsgeschäft anzukurbeln und die Eigenveranstaltungen zurückzufahren. Vogt war immer dagegen und wehrt sich auch heute noch gegen die „Beliebigkeit“, die damit in die Programmgestaltung Einzug hielt: „Wenn wir unsere dramaturgische Verantwortung an irgendwelche Privatveranstalter abgäben, hätten wir nicht einen der akustisch besten Säle der Welt bauen müssen. Dafür reichte auch eine x-beliebige Stadthalle.“ Nun hat Stampa der ursprünglich als reine Ver-

mietungsbühne vorgesehenen Laeishalle gerade in den letzten Jahren zu einem eigenen musikalischen Profil verholfen, ist also eigentlich nicht der Mann, der solche politischen Weisungen blind ausführte. Und so verspricht er denn auch, dass der Anteil der Eigenveranstaltungen, der zurzeit zwischen 50 und 60 Prozent liegt, „mindestens gleich gehalten, wenn nicht sogar erhöht werden“ solle. Hoffentlich hält er stand und Wort.

Die neue Philharmonie im benachbarten Essen (siehe dazu auch FF 4/2004) hat in ihrer Eröffnungsspielzeit 177 von ins-

gesamt 264 Konzerten eigenverantwortlich durchgeführt, wozu jedoch bemerkt werden muss, dass von diesen 177 nur 106 im großen Saal, die restlichen 71 im 350 Plätze fassenden so genannten Pavillon stattfanden. Dass der Alfred-Krupp-Saal mit 1906 Plätzen zu den größeren des Landes zählt, bereitet Intendant Michael Kaufmann ein Problem, wenn von Auslastungszahlen die Rede sein soll. Er will solche gar nicht nennen und verweist stattdessen auf die absolute Größe von 213.855 Gästen in der ersten Vollsaison plus 50.918 im vorgeschalteten „Eröffnungszauber“. Gleichwohl muss er eingestehen, dass er sich „für viele Konzerte mehr Besucher gewünscht“ habe. Immerhin kann er auf einen ausgeglichenen Wirtschaftsplan verweisen, konnte niedrigere Erträge bei den Kartenverkäufen durch eine restriktive Ausgabenpolitik sowie durch Sponsoren- und Spendengelder in Höhe von 900.000 Euro kompensieren. Der Zuschuss der Stadt liegt in der laufenden zweiten Spielzeit unverändert bei 3,3 Millionen Euro.

Programmatisch hat man auch in Essen auf Residenzen gesetzt. Säulen der ersten Saison waren Frank Peter Zimmermann, das Petersen-Quartett, HK Gruber und Uri Caine. Die beiden Letztgenannten repräsentieren überdies das Engagement der Philharmonie für die Moderne, das sich vor allem im 30 Konzerte umfassenden Schönberg-Festival Ruhr, aber auch in ebenso vielen dem Jazz gewidmeten Veranstaltungen äußerte. Außerdem betont Kaufmann die Offenheit des Hauses für Nachwuchskünstler, die auch Laienensembles mit einschließt, und den regen „Lebenstransfer durch Musiker von außerhalb des europäischen Kulturkreises“.

Trotz individueller Lösungen im Detail unterscheiden sich die Programme von Essen und Dortmund also nicht wirklich signifikant. Graben die beiden Häuser sich da nicht gegenseitig das Wasser, spricht die Besucher ab? Nein, sagt Ulrich Andreas Vogt, „die Schnittmenge zwischen Philharmonie und Konzerthaus bewegt sich im Bereich hinter dem Komma.“ Und um im Bild zu bleiben, fügt er hinzu: „Die Stadtgrenze zwischen Bochum und Essen ist eine Wasserscheide. Von dort an orientiert sich alles in Richtung Rheinland.“ So auch Michael Kaufmann, der bei der Publikumsgewinnung eine „Entwicklungsmöglichkeit Richtung Westen“ ausmacht und folglich eher die Düsseldorfer Tonhalle als

Konkurrenz betrachtet. „Wäre der Zeitkorridor zwischen den Eröffnungsterminen in Dortmund und Essen nicht so eng gewesen, hätte überhaupt niemand über eine Rivalität gesprochen“, glaubt er. Dafür lebten die Menschen im Ruhrgebiet viel zu „stadtbezogen“. Mit Benedikt Stampa will Kaufmann nun über mögliche Kooperationen reden, schon das Schönberg-Festival sei ursprünglich als solche geplant gewesen. Stampa kann das nur recht sein, denn er sieht eine Konkurrenz, wenn überhaupt, dann auf dem „Angebotsmarkt“. „Welche Künstler kommen wohin? Wie binde ich Künstler an mein Haus?“ Das sind die Fragen, die ihn zuvorderst beschäftigen.

Und das werden sie in Zukunft wohl nicht weniger, denn voraussichtlich wird, um bei Stampas Terminologie zu bleiben, der Nachfragemarkt für Künstler in Nordrhein-Westfalen eher größer als kleiner. Da wären zunächst einmal drei weitere Projekte in drei weiteren Ruhrgebietsstädten zu nennen: Gelsenkirchen, Duisburg, Bochum.

Die Philharmonie Essen war ja keine eigentliche Neubaumaßnahme, sondern wurde in die Mauern des historischen Saalbaus hineingesetzt. Das hat man in Gelsenkirchen offenbar gut beobachtet und daraufhin erwogen, Ähnliches mit dem eigenen Hans-Sachs-Haus zu tun. Die Stadt ließ sich Angebote für die Sanierung des 1927 von Alfred Fischer erbauten Veranstaltungszentrums unterbreiten, musste aber feststellen, dass die eklatanten Baumängel eine solche wirtschaftlich unmöglich machten. Am 15. September 2005 hat der Stadtrat den Ausstieg aus dem Projekt beschlossen. Nun wird das Hans-Sachs-Haus vermutlich abgerissen.

Abgerissen wurde Anfang dieses Jahres auch die Duisburger Mercatorhalle, bis zur Eröffnung von Dortmund der einzige brauchbare Konzertsaal im Revier. Er soll nun im Rahmen des „City Palais“ wieder entstehen, einer so genannten Multifunktionsimmobilie, die auf dem rund 16.200 Quadratmeter großen Innenstadtgrundstück zwischen Landfermann-, Königstraße und König-Heinrich-Platz entstehen und Ende 2006 eröffnet werden soll. Von den insgesamt 33.000 Quadratmetern Mietfläche sind 15.000 für das „Veranstaltungs-, Konzert- und Kongresszentrum“ vorgesehen, das die Stadt von dem Bauherrn und Investor, der Landes-



Foto: Stadt Münster



Fünf Entwürfe für die Gestaltung des Kulturforums auf dem Münsteraner Hindenburgplatz.

entwicklungsgesellschaft Nordrhein-Westfalen, anmietet. Weitere 9.300 Quadratmeter entfallen auf ein Spielcasino samt Hauptverwaltung seiner Betreibergesellschaft, der Rest auf Büros, Einzelhandel und Gastronomie. Ob und wie in solchem

Umfeld Musik leben und überleben kann und soll, wird die Zukunft zeigen.

Was das Umfeld angeht, haben es die Bochumer besser angetroffen: Ihr Stadtrat hat entschieden, ein neues Konzerthaus auf dem Gelände der architekto-

nisch bewundernswerten Jahrhunderthalle errichten zu lassen. Was er bislang jedoch vermissen lässt und immer weiter hinauszögert, ist der Startschuss zum Baubeginn. Auf ihn hoffen vor allem die Bochumer Symphoniker, die in dem Saal proben und jährlich 75 Konzerte geben sollen und wollen.

Auch die neue Mercatorhalle wird, was klassische Musik angeht, ausschließlich oder zumindest bei weitem überwiegend als Spielstätte des städtischen Orchesters, der Duisburger Philharmoniker dienen. Insofern also keine echte Konkurrenz für Dortmund und Essen. Anders sieht es hingegen in Aachen und Münster aus. Hier haben engagierte Bürgerinnen und Bürger sich zu Vereinen zusammengeschlossen mit dem Zweck, in ihren Städten veritable philharmonische Konzerthäuser entstehen zu lassen, mit gattungsübergreifendem Vollzeitprogramm unter Einbeziehung von Gastspielen. Aachen und sein „Haus für Musik“ mögen in diesem Zusammenhang angesichts der geographischen Randlage nicht weiter interessieren, doch lohnt es sich, einen Blick auf die geplante Musikhalle Münster zu werfen.

Münster wurde im Zweiten Weltkrieg fürchterlich zerstört und verlor neben dem Theater auch die benachbarte Stadthalle. Während jedoch Ersteres nach dem Krieg innerhalb kürzester Zeit neu gebaut wurde, fehlt der Stadt bis heute ein Saal für die Aufführung klassischer Musik. „Die Räume, in denen Konzerte stattfinden, sind nicht zu diesem Zwecke errichtet worden und folglich ungeeignet“, sagt



Foto: Bochumer Symphoniker

Entwurf für die geplante neue Spielstätte der Bochumer Symphoniker.

tenlos für ein „Kulturform Westfalen“ zur Verfügung, das neben der Musikhalle ein Museum für Gegenwartskunst umfassen sollte. Weitere vier Jahre später, 2004, beteiligten sich 190 Architekturbüros aus aller Welt an einem Wettbewerb zur Gestaltung dieses Forums. Fünf Beiträge wurden in der ersten Runde ausgewählt und stehen nun zur Disposition.

Vorerst muss natürlich die Finanzierung der Musikhalle geklärt werden, und auch in diesem Fall spielte die letzte Kommunalwahl eine entscheidende Rolle, diesmal allerdings eine eher positive. Im Dezember 2004 vereinbarten nämlich die regierenden Ratsfraktionen von CDU und FDP in ihrem Koalitionsvertrag einen Kostenrahmen: Wenn sowohl die Baufinanzierung als auch der Spielbetrieb durch Dritte sichergestellt würden, beteiligte sich die Stadt mit einem Investitionszuschuss von 40 Prozent der Baukosten, maximal aber zwölf Millionen Euro. Überdies würde sie die Halle für 50 Abendveranstaltungen pro Jahr anmieten, die dann voraussichtlich dem städtischen Sinfonieorchester zukämen.

2001 gegründete Stiftung ihren erheblichen Teil beitragen dürfte. Angenommen, die Musikhalle würde wirklich wie erhofft 2008 eröffnet, könnte ein attraktives Konzertangebot vorlegen und vielleicht mit dem einen oder anderen attraktiven Reiseskünstler locken. Wäre sie dann eine zusätzliche Konkurrenz für Essen und insbesondere für Dortmund? Das Konzerthaus ist ja gerade mit dem Anspruch angetreten, die „Philharmonie für Westfalen“ zu sein, und Benedikt Stampa baut darauf, im „Oberzentrum einer sieben Millionen Einwohner fassenden Region“ zu sitzen. Würden Gäste von außerhalb, wenn sie die Wahl hätten, nicht doch lieber nach Münster reisen, das ja aus städte-touristischem Aspekt die größeren Reize für sich in Anspruch nehmen darf?

„Wenn die Musikhalle Münster eine reine Vermietungsbühne ohne eigenen künstlerischen Etat wird, brauchen wir sie nicht zu fürchten“, gibt Stampa sich überzeugt. Michael Kaufmann pflichtet ihm bei: „Konzerthäuser sind doch nichts als Hüllen für das bestehende Angebot“, relativiert er den Hype, der in letzter Zeit nicht nur deutschlandweit um die zahlreichen Neubauvorhaben und -maßnahmen veranstaltet wird. „Wir werden den Kampf gewinnen“, bekräftigt Ulrich Andreas Vogt lokalpatriotisch – man beachte die erste Person Plural. Stampa betrachtet das Ganze friedlicher: „Konkurrenz kann ja auch befruchtend, sogar partnerschaftlich sein“, meint er einlenkend. „Der Wettkampf, das Gegeneinanderstellen von Konzepten, macht ja auch Spaß.“ ■

„Das Gegeneinanderstellen von Konzepten macht ja auch Spaß“

Klaus Anderbrügge, ehrenamtlicher Vorsitzender des 1989 gegründeten Vereins Musikhalle. „Das gilt für das Theater, den Festsaal des Rathauses, die Hörsäle der Universität ebenso wie für die Halle Münsterland, die eine Großveranstaltungs- und Ausstellungshalle ist, aber keine Halle für Musik.“

Im Jahr 2000, elf Jahre nach seiner Gründung, konnte der Verein den ersten großen Erfolg verzeichnen: Wolfgang Clement, damals in Nordrhein-Westfalen Ministerpräsident, stellte der Stadt Münster aus Landesbesitz den Hindenburgplatz kos-

Ein akzeptables Angebot für den Verein Musikhalle, wenn auch Klaus Anderbrügge die „feste Überzeugung“ äußert, dass die Stadt zusätzlich „dauerhaft die Bauunterhaltung übernehmen muss“. Mit der Stadt ist er aber voll auf einer Meinung, „dass durch den Betrieb keine zusätzlichen Lasten auf sie zukommen dürfen“. Das bedeutete vermutlich, dass man in Münster auf eine Intendanz verzichtete und den Saal voll und ganz dem Vermietungsgeschäft überließe.

Angenommen, der Verein bekäme die zusätzlichen 60 Prozent der Baukosten aus privaten Mitteln zusammen, wozu eine

Internet

www.konzerthaus-dortmund.de
www.philharmonie-essen.de
www.citypalais.de
www.konzerthaus-bochum.de
www.haus-fuer-musik.de
www.musikhalle-muenster.de